Kriegs-Sport.

Es ist die alte Geschichte, die immer neu bleibt, so neu wie die Kriege, die immer von Neuem geführt werden müssen und neue gebären — ich meine die philanthropische Erklärung des Insurgenten-Chefs auf dem gegenwärtigen österreichischen Kriegsschauplatz, ihre gefangenen oder verwundeten Feinde fortab schonen zu wollen. Man kann diesen ehrenwerthen Hammeldieben das nicht hoch genug anrechnen, wenn sie Wort halten, denn die Humanität ist an der unteren Donau nicht zu Hause. Im Jahre 1855 war während des Donaukrieges für die Baschi-Bozuks kein Todter wirklich todt, so lange ihm nicht der Kopf abgeschnitten worden, und die Ehrenmänner waren denn auch nie stolzer, als wenn sie ihre Sättel mit Feindesköpfen garnirt hatten. Beispielsweise erschien während der Belagerung von Silistria ein russischer Parlamentair nach einem Ausfall der Belagerten in der Festung, um die Leiche des Generals Jelwan, der im Kampfe gefallen, zu requiriren. Unser preußischer Landsmann Grach, der als Adjutant Mussa Paschas, des Kommandanten, die Verhandlungen leitete (es steht mir nicht mehr vor: war Mussa damals schon gefallen oder nicht), gerieth durch dies Begehren in große Verlegenheit. Er erklärte dem Parlamentair, die Leiche sei nicht zu finden; sehr verdrossen aber gestand er seiner Umgebung: ich kann sie nicht ausliefern, denn diese Hunde, die Baschi-Bozuks, haben, trotz des Tagesbefehls Omar Paschas, dem Todten den Kopf schon abgeschnitten, und Mühe hat es gekostet, ihnen diesen aus der Arab-Tabia (der Schanze, um die vierzig Tage lang gekämpft wurde) vom Sattel wegzunehmen.

Während des letzten russisch-türkischen Krieges florirte dieser Sport bekanntlich wiederum und noch mehr der bequemere des Nasen- und Ohrenabschneidens und des Amputirens aller körperlichen Luxusartikel. Indeß auch die Kriege der Kulturvölker halten ihre Vandalismen. So erinnere ich mich z. B., daß ich den französischen Zeitungen gegenüber die österreichischen Truppen im italienischen Kriege von 1859 in Schutz nehmen mußte gegen die Beschuldigung, die österreichischen Tirailleurs hätten die scheußliche Gewohnheit, daliegende verwundete Franzosen und Sardinier mit dem Bajonet zu durchbohren.

Das war allerdings in einzelnen Fällen geschehen, da die Zuaven beim Tirailliren die Kriegslist übten, sich todt zu stellen und dann sich im Rücken ihrer Gegner aufzurichten und sie niederzustechen. Man verständigte sich, glaube ich, diese unangenehme Gewohnheit einzustellen. Die tollste Grausamkeit aber wurde den österreichischen Truppen von den französischen Zeitungen nachgesagt beim Einrücken in eine kleine Stadt der Lomellina. Da hatte nämlich der Führer der Truppe unter anderen dem Municipium aufgegebenen Lieferungen auch belle donne, schöne Weiber, verlangt! Dieser Vandalismus, schnell nach Paris telegraphirt, ließ die ganze französische Journalistik die Hände über den Kopf zusammenschlagen. Dr. M., Chef-Arzt des Hauptquartiers der operirenden Armee, brachte mir in Garlasco diese Notiz in einer französischen Zeitung.

„Jetzt stellen Sie sich die Dummheit vor," rief er entrüstet. „Da hat der Lazareth-Arzt beim Einrücken in jene Stadt für seine Kranken unter Anderem auch bella donna aus der Apotheke requirirt, und die Schufte machen belle donne daraus!"

Einen eigenthümlichen hysterischen Sport betrieb ein Jahr darauf im Garibaldischen Freischaaren-Zuge auf der Insel Sicilien eine englische Miß, die den Garibaldianern folgte. Sie hatte die Gewohnheit, die ihr interessantesten Todten auf dem Schlachtfelde zu messen und ihre Proportionen in ein Buch einzutragen. Niemand hinderte sie in dieser seltsamen Beschäftigung.

Im Jahre 1864 machten einmal während des Kampfes um die Düppeler Schanzen die dänischen Zeitungen großes Geschrei, wir hätten ihre Posten hinter den Laufgräben durch Cigarren vergiften wollen. Die Sache verhielt sich aber sehr einfach; es waren in unseren Soutiens einige Liebesgabenonkel aus Berlin mit einer Ladung von Cigarren und Tabak erschienen, die unter unsere Brandenburger vertheilt wurden. Das Monopol existirte damals noch nicht; die Cigarren aber waren so miserabel, daß unseren Soldaten die Lippen beim Rauchen anschwollen. Wir warfen deshalb während einer Waffenruhe den dänischen Posten eine Anzahl dieser Päckchen hinüber, die sie nicht verschmäht haben mochten. Ein Vandalismus, dergleichen Kraut zu bringen, aber es war ja aus Liebe geschehen!

Als im Jahre 1866 die „Lehmupp-Brigade", die Avantgarde der Elbarmee in eine böhmische Stadt einrückte, die von den Einwohnern ganz verlassen war, fand ich auf dem Tische in meinem Quartier eine Porzellanschale und ein Brod daneben. In der Schale lag Pfeffer und Salz. Ich mißtraute dieser Gastfreundschaft des abwesenden Hauswirths und brachte sie unserm Apotheker. Der erklärte, es sei Arsenik unter dem Pfeffer. A la guerre comme a la guerre, aber hübsch ist dergleichen nicht. Was man in Frankreich unseren Truppen an während 1870 begangenen Grausamkeiten nachsagt, ist bekanntlich endlos, indeß sind das Alles Kleinigkeiten gegen die Kriegsgewohnheiten jener Bergvölker, von denen selbst in tiefster Friedenszeiten kein Individuum sein Haus verläßt, ohne den Gürtel mit einem ganzen Arsenal von Hanjschars, Pistolen und Flinten garnirt zu haben, und in deren Gesetzen vielfach die Blutrache noch obenan steht. Einen Hammel, oder einen Menschen abschlachten, das ist diesen slavischen Völkerschaften, die uns Skobeleff auf den Hals schicken will, ein und dasselbe, und hat er in einem vielleicht bevorstehenden Kriege mit uns die Tagesbefehte zu erlassen, so dürften sie nach seinen Großthaten kaum an den humanen Beschluß dieser Insurgentenführer hinan reichen.

Es ist eigenthümlich, daß mir, so oft ich den Namen dieses Tapfern lese, immer die Frage einfällt, ob wir wohl Seifensieder genug in Deutschland haben, falls der Panslavismus uns wirklich seine Kultur in's Land bringen sollte. Diese Halb- und Ganz-Asiaten kennen nämlich keine Butter, nur das Hammelfett, den Talg, und das erinnert mich an einen Abend aus dem türkisch-russischen Kriege, als nach dem Gefecht die gefangenen Kosaken eingebracht waren.

Die armen Kerle saßen da bei ihrem Samowar; das Wasser kochte in demselben, aber das Pferdefleisch fehlte noch. Kannst Du ihnen denn gar nicht Gutes anthun? dacht' ich, schritt in's Zelt, nahm ein Bund kleiner an den Dochten zusammenhängender Talglichte, zerschnitt sie und reichte sie den Kosaken. Schmunzelnd tauchten sie die Dinger in das heiße Wasser, bis der Talg abgeschmolzen, und zogen dann gierig den Dolch durch den Mund. Es war ein Genuß, das mit anzusehen!

Hans Wachenhusen.

Das erste Mal zur Schule.

Von Josefine Gallmeyer. *)

Ich frage Euch, Ihr Väter und Mütter, ob Ihr den Tag, an dem Eure Kinder zum ersten Male zur Schule mußten, noch im Gedächtniß habt? Gewiß! Fangen doch damit die ersten bedeutungsvollen Sorgen für die Zukunft Eurer Kinder an; knüpfen sich doch eine Menge Erinnerungen an den ersten Schulgang, Erinnerungen, über die Ihr lächelt, auch wenn schon Eure Haare grau geworden, und Eure Kinder, die selbst wieder ihre Nachkommenschaft zur Schule vorbereiten, lächeln mit, wenn sie hören, was Alles sie angestellt haben beim ersten Schulgang, der zumeist mit einem Schulzwange verbunden ist; denn, seien wir aufrichtig, gar so übermäßig freuen sich die Kinder nicht, wenn ihnen die Ahnung aufgeht, mit der goldenen Freiheit sei es vorbei und der Tag werde in Zukunft nicht allein mit Spiel und Spazierengehen und Sekiren der Frau Mutter ausgefüllt. Ein Familienereigniß ist der erste Schulgang aber immer — ich habe erst vor ganz kurzer Zeit einem solchen Familienereignisse beigewohnt und machte ganz still meine Betrachtungen darüber und nahm mir vor, die kleine Begebenheit zu erzählen.

Also, es war am 7. Oktober des Jahres 1879, an welchem Tage der kleine Max—„Mackerl" genannt — zum ersten Male zur Schule geführt wurde. Der Tag war für die Familie von doppelter Wichtigkeit, denn er war auch der Geburtstag des glücklichen Vaters. Sein Name ist wohlbekannt weit und breit, es ist der Intendant des Frankfurter Stadttheaters, Emil Claar. Das war eine Aufregung! Die schöne, glückliche Gattin und Mutter, welche mit abgöttischer Liebe an ihrem Gemahl und ihrem Knaben, dem einzigen Kinde, hängt, war schon viele Tage vorher in fieberhafter Aufregung. Was hatte sie nicht Alles zu bedenken, Geschenke für den Gatten, Requisiten für den jungen Herrn Schüler, Nothwendiges und Ueberflüssiges— kein Wunder, daß sie nur mit halbem Ohre und sehr zerstreut dem Geschwätze der Besucher zuhörte und oft sehr konfuse Antworten gab; nur mit mir konnte sie so recht gemüthlich plauschen, denn ich ließ mir täglich ganz ruhig erzählen, welche Geschenke sie für ihren Mann schon eingekauft und noch kaufen müsse, und was Mackerl Alles bekommen solle; die schöne Frau wurde noch schöner, wenn sie mit vor Freude strahlenden Augen ihre Glückseligkeiten pries, einen solchen Mann, einen solchen Sohn zu besitzen! Sie sprach mit solcher Begeisterung von ihrem Glücke, daß ich mit ihr empfand und ganz erregt durch dieses bevorstehende Ereigniß wurde.

Der 7. Oktober war endlich da, am frühen Morgen wurde dem Gatten ein wunderbares Ständchen gebracht; ob er hörte, was sie sangen? Es kamen Blumen, Geschenke; ob er sie sah? Ich glaube kaum, für ihn gab es heute keinen Geburtstag, nur den ersten Schulgang seines Sohnes. Die schöne Frau kam mit dem Knaben, um zu gratuliren; ich hörte nicht, was sie sprachen, aber es wurden wohl liebevolle Worte gewechselt und Mackerl hat dabei die Hauptrolle gespielt. Nach dieser intimen Familienszene kam der wichtigste Moment des Tages: Mein Herr! so pflegte der Vater oft scherzend den Sohn zu nennen, mein Herr! kommen Sie, wir gehen jetzt in die Schule! Mackerl, voll Ungeduld und Neugierde, nimmt rasch Abschied von Mama, welche in glückseliger Erregung den herzigen Jungen an ihr laut pochendes Mutterherz drückt; Vater und Sohn gehen fort, Mama eilt zum Fenster, steht mit verklärten Blicken ihren beiden Lieblingen nach und sendet ein frommes Gebet zu Gott, daß dieser erste Schulgang ihres einzigen Kindes gesegnet sein möge; der Vater ist nicht minder erregt, doch ein Mann weiß sich zu beherrschen; seine lieben blauen Augen ruhen voll Stolz und Zuversicht auf dem kleinen munteren Jungen, der freilich nicht zu ahnen vermag, was in den Herzen seiner Eltern vorgeht! Um zehn Uhr kam auch ich, um zu gratuliren; die reizende Frau Hermine ruft mir schon an der Thüre entgegen: Ach, mein Mann ist nicht mehr zu Hause, liebe Freundin, er hat Mackerl in die Schule, selbst in die Schule geführt! Mit dem Stolze einer Königin sprach sie die letzten Worte; ich wollte wieder fort, doch bat sie mich zu bleiben, da kam noch eine Dame, um, wie es dort Sitte, zu dem ersten Schulgang zu gratuliren, sie brachte sogar einen kleinen Blumenstrauß für den von aller Welt verhätschelten Mackerl. Ja, denken Sie nur, der Zufall, liebe Freundin! sprach sie zu Hermine; mein jüngster Sohn geht ja heute auch zum ersten Male zur Schule, ich habe ihn selbst hingebracht und er sitzt neben Ihrem Mackerl. — Ach, das freut mich — und nun sprachen die beiden glücklichen Mütter mit wichtiger Miene über ihre Kinder, über die vortrefflichen Eigenschaften derselben, sprachen und lachten, daß es mein armes Herz zuschnürte — ich konnte nicht mitsprechen, nicht mitlachen — ich dachte an ein armes Kind, das aber schon längst die Augen für ewig geschlossen...

Mackerl kam nach Hause. Er war sehr aufgeregt, er erzählte ganz verwirrt, was Alles vorgefallen sei, wollte gleich speisen, denn er muß um zwei Uhr wieder zur Schule!. Er muß also, das war das Schrecklichste, er mußte allein speisen, und die Eltern auch; das Kind, um welches sich Alles im Hause drehte, die wichtigste Person beim Diner, soll nun nicht mehr am Tische sein. Herr Mackerl muß um ein Uhr speisen, die Eltern, da Papa erst spät aus dem Theater kommt, um drei Uhr. Bei der ersten Mahlzeit ohne den Jungen sagte die Mutter mit reizend vorwurfsvollem Lächeln: Siehst Du, Emil, das ist das Traurige, wenn man nur ein Kind hat; nun sitzen wir allein da!

Am dritten Tage hat Mackerl einen kaum hörbaren Husten, die Mutter ist selig darüber, denn er darf mit dem Husten nicht in die Schule — ein wahrer Festtag für die Eltern. Mackerl sitzt Mittags wieder bei Tische. Wie ich den pfiffigen Burschen kenne, wird er, wenn ihn die Schule zu langweilen anfängt, öfter husten. Nach einigen Tagen brachte er schon auf eine Tafel geschmierte, pardon, geschriebene Buchstaben, oder waren es Ziffern, ich konnte es nicht genau unterscheiden. Die Mutter gab mir die Tafel: „Da sehen Sie, wie weit mein Herr Sohn schon ist!" — Ich bewunderte natürlich die staunenswerthen Fortschritte des jungen Studenten. Ich weiß nicht, ob meine Freundin ein Tagebuch führt—vielleicht. Dann hat sie, ich bin überzeugt, die Ereignisse des ersten Schulganges ihres Lieblings gewiß auf das Genaueste verzeichnet, damit auch nicht ein Detail der Erinnerung verloren geht — hat sie es nicht gethan, dann mögen es diese Zeilen ersetzen, und wenn der kleine Mackerl einst ein großer Max geworden sein wird, dann kann sie ihm diese Blätter zeigen und sagen: „Das hat meine Freundin, die Pepi, geschrieben; weißt Du, sie war dabei, wie Du zum ersten Male in die Schule gingst, sie hat mit mir damals viel Herzweh gehabt, und doch dabei viel gelacht, wie sie schon ist, die Pepi!"

*) Diese kleine Erinnerung aus dem Leben der unsre trefflichen, genialen Künstlerin, theilt ein Wiener Blatt aus Anlaß der ersten literarischen Arbeit der „feschen Peri", welche sie jetzt veröffentlicht, mit.

Irene oder der Lebensweg einer Verlassenen.

Mosaikroman nach Galen, Bertha Baler u. A.

Von Ad. Ettler in Hamburg.

Fern von der Welt Getriebe (von Oswald) war es das Haus zur goldenen Rose (von Pasque), wo Irene die Träumerin (von Galen) in engen Kreisen (von Baudissin) aufwuchs. Sie war ein seltsames Weib (aus dem Englischen) von altem Stamm (von Jensen), immer gleich Feuer und Flamme (von Schücking), und problematische Naturen (von Spielhagen), wie sie, werden oft durch Liebe und Leidenschaft (von Baudissin), ja mitunter auch durch Schicksal und Schuld (von Grabowski) gedrängt, die ersten Glieder einer langen Kette (von Bibra) zu schmieden. Früh schon verlor sie die Heimath im Vaterhause (von Ernesti) und fand dann am Hofe von Neapel (von A. v. L.) Aufnahme unter die Hofdamen Ihrer Hoheit (von Wachenhusen). Allein kaum hatte sie das Hofparquet (von Grabowski) betreten, kaum eröffneten sich ihr glänzende Aussichten (von Raven), so sah sie sich auch schon auf abschüssiger Bahn (von Byr). Fürst und Cavalier (von Hackländer) schlugen sich auf Tod und Leben (von Schrader) um ihren Besitz. Die Hofdame und der Feind (von Penseroso) standen einander gegenüber. Er deckte ein bedenkliches Geheimniß (von Otto) auf: — sie war die Tochter des Spielers (von Ernesti) und im Kerker geboren (von Fritze) und trug also — wenn auch nicht sichtbar — ein Kainszeichen (von Hackländer). Die Intriguanten (von Mützelburg) vollzogen ihr falsches Spiel (von Reade), und gestern noch eine große Dame (von Dewall), hieß sie schon heute die Verstoßene (von Wachenhusen). Sie verließ das Nest der Zaunkönige (von Freitag); der rothe Baschlik (von Dewall), den sie getragen, schmückt jetzt die Kammerjungfer (von Mützelburg oder Lewald). Heimathlos (von G. v. See oder Paula Herbst) irrte sie einsam und verlassen (von Southworth) umher, ach! wie in der Welt verloren (von Höfer). Mußte es sein?" (von Detlef) fragte sie sich, „wohlan, so bin ich schutzlos, aber nicht hilflos (von Brook). Ich beginne ein neues Leben (von Auerbach oder Mügge), und wie ich bis jetzt meine Pflicht und Schuldigkeit (von Parisius) that, so heißt auch ferner mein Grundsatz: Arbeit adelt (von Schwartz) und über Alles die Pflicht (von Verena). Aus eigener Kraft (von Hillern) hoffe ich bald wieder auf der Höhe (von Auerbach) zu stehen. Die Kinder der Welt (von Heyse) werden mir helfen, und im Nothfalle giebt es ja auch Umwege zum Glück (von Ziemssen)."

Aber sie war ein Stiefkind des Glücks (von Willkomm), unüberwindliche Mächte (von Grimm) ließen ihr weder Glück noch Stern (von Höfer), und es erfaßte sie der Kampf um's Dasein (von Byr oder Reade). So kam sie denn im Sturm der Zeit (von Kunda oder Herbst) von Königsgrätz bis Chiselhurst (von Mühlbach). Hier wohnte ein weiblicher Sultan (von Sacher-Masoch), welcher um Scepter und Kronen (von Samarow) gespielt hatte. Doch fand sie auch hier kein Vertrauen (von Raimund) und da der Dreimaster „Zukunft" (von Lie), geführt von Capt. Schmidt (von Mützelburg) segelfertig war, so fuhr sie auf dem Ozean des Lebens (von Brook) mit allerlei Reisegesellschaft (von Temme) nach Amerika (von Gerstäcker.)

Was aber sollte sie am andern Ufer (von Herzen)? War sie doch nur ein Weib (von Wachenhusen) und stand als solche allein in der Welt (von Remmersdorf). Indeß der Mensch denkt, und Gott lenkt (von Mylius). In der Dämmerstunde (von Collins) trat in ihr Erkerstübchen (von Carlen) der Graf von Monte Christo (von Dumas). Er hatte die Gräfin von Rudolstadt (von Sand) als eine geschiedene Frau (von Sacher Masoch) in Paris gelassen, und gesprengte Fesseln (von Werner) hinter sich werfend, war er am Genfersee (von Habicht) und auf Capri (von Detlef) gewesen. Von der Piazza del Papolo (von Bergsoe) war er hierher geeilt, um sich New York bei Tag und Nacht (von Lippard) anzusehen. Da hatte er sie im Eckfenster (von Gerstäcker) stehen sehen, und nun überreichte er ihr die Diamanten des Grafen d'Artois (von Wachenhusen). Brillanten vom reinsten Wasser (von Auer) und schwarze Diamanten (von Jokai) als Brautgeschenk. Der Graf besaß eine halbe Million (von Edwards), welche ihm 500,000 Renten (von Beron) eintrug, dazu kam noch Großmutters Geld (von Robinson), so daß er im Ganzen zehntausend Pfund Renten (von Warrens) bezog.

Sie sprach: „Nicht um schnödes Geld (von Wachenhusen), auch nicht um Geld und Ehre (von König) sondern um Liebesfreud und Liebesleid (von Raimund) mit dir zu theilen, will ich eine Ehe (von Schwartz) mit dir eingehen."

Und binnen sechs Wochen (von Carlen) standen die Verlobten von Manzoni am Altar (von Werner). Längst schon hatte er sich ein deutsches Weib (von Raimund) gewünscht, und so ward sie die zweite Frau (von Marlitt), denn er war ja zweimal vermählt (von Raimund).—Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke (von Schwartz) waren durch unlösliche Bande (von Detlef) oder unauflösliche Bande (von Ernesti) für immer und ewig (von Marryat) mit einander verbunden.

Ein Jahr (von Carlen) und sie war eine Mutter (von Gerstäcker), indem sie ihm ein kleines Kind (von Wartenburg) schenkte. Ihr Glück stieg nun von Stufe zu Stufe (von Fritze), ja sie standen auf der Menschheit Höhen (von Heinreichs) und es umgab sie eine Welt des Glanzes (von Mühlbach).

Die Heimath der Frau (von Wildermuth) aber blieb ihr das Haus (von Bremer) und in dankbarer Liebe sprach sie: „Hier ist mein Eden (von Schmid) denn hier leben wir ja wie im Paradiese (von Heyse.)

Erkundigungsreise in Rußland.

Der Londoner „Allgemeinen Correspondenz" sind von einem befreundeten Correspondenten, welcher sich gegenwärtig auf einer Art Erkundigungsreise in Rußland befindet, und der sich der besten Verbindung mit hochstehenden politischen Persönlichkeiten sowie unter den berühmteren der russischen Generäle erfreut, direkte Mittheilungen zugegangen, welche interessante Beiträge zur Tagesgeschichte enthalten, denen sie Folgendes entnimmt:

Zunächst von seiner Reise von London, welches der Correspondent am 26. Februar verließ, nach St. Petersburg über Paris und Berlin redend, erwähnt derselbe, daß auf dem ganzen Wege der Hauptgegenstand des Gesprächs in den Eisenbahncoupe's wie in den Gasthöfen und Geschäftshäusern Skobeleff und immer wieder Skobeleff war. Die Passagiere mit dem Pariser Schnellzuge führten, theilweise mit großer Wärme, eine lebhafte Unterhaltung über die gegenseitigen Vorzüge der Slaven gegen die Deutschen und umgekehrt. In Köln las und sprach man von nichts anderem, als dem Helden von Plewna, und in Berlin, von „Unter den Linden" bis an die von Gästen angefüllten, doch bequemen kleinen Bier- und Schrippenwirthschaften außerhalb der Stadt, war der Name Skobeleff in Jedermanns Munde, der zum Unterschiede von dem mehr exaltirten jungen Volke von den nüchterneren Erwachsenen mit kurz-derben einsilbigen Ausdrücken abgethan, und von den ruhigen Spießbürgern ebenso wie seine slavischen Landsleute mit teutonischer Verachtung verurtheilt wurde; was Alles von einer weit verbreiteten tiefen Aufregung unter dem Volke über die Worte des Hasses gegen das deutsche Element, welche in Paris von den Lippen des russischen Generals fielen, Zeugniß giebt. Auf der Reise durch Frankreich bildete einen Hauptthell der Conversation die Möglichkeit eines französisch-russischen Krieges gegen Deutschland, und der allgemeine Beifall, mit welchem diese Idee behandelt wurde, bewies, daß die Staatsmänner in Paris und St. Petersburg durch die Verwirklichung einer solchen Allianz, der in St. Petersburg noch viel lebhafter das Wort geredet wird, kein Mißfallen von Seiten des Volkes einernten würden. Der leitende Gedanke der Meinung unter den Russen wie unter Franzosen schien zu sein, daß Deutschland, auf der einen Seite von Frankreich, und auf der anderen von Rußland angegriffen, mit einer zeitgemäß wohl vorbereiteten und in Scene gesetzten slavischen Erhebung durch ganz Oesterreich, um die Handlungsfähigkeit der Staatsmänner in Wien zu lähmen, unterliegen muß.

Besonders bemerkenswerth fand unser Gewährsmann in allen diesen Discussionen, daß England's fast mit keiner Silbe Erwähnung geschah, und daß man dasselbe als eine Null in der europäischen Politik betrachtet. Aber trotz des drohenden Tones der Skobeleff'schen Reden bildet sich kein Russe ein, daß Rußland sogar leicht eine Invasion Deutschland's ausführen kann, indem auf beiden Seiten die öffentliche Meinung darüber einig ist, daß Deutschland viel besser im Stande sei, seine östlichen Grenzen zu schützen, als Rußland fähig ist, dieselben anzugreifen und zu überschreiten, während die Russen sogar auch die Möglichkeit einer deutschen Besetzung Polen's zuzugeben sich genöthigt sehen. Außerdem sind während der letzten Jahre an hunderttausend Deutsche über die Grenze gekommen und in Rußland eingewandert, wodurch unter den russischen Einwohnern eine große Aufregung und die Befürchtung entstanden ist, daß eine weitere Vermehrung dieses Einwanderungs-Elementes die Weichsel-Provinzen teutonisiren dürfte. Nie jedoch würde Rußland wie Frankreich in einen Gebietsverlust willigen. Zugegeben wird von den Russen, daß Deutschland die deutschen Ostseeprovinzen nehmen kann; doch bestehen dieselben darauf, daß sie diese im Laufe der Zeit wieder zurückerobern würden. Interessant ist auch, was der Correspondent über die Unterschiede der Eisenbahnen und des Eisenbahnbetriebs in Frankreich, Deutschland und Rußland mittheilt. „In dem ersteren Lande"—schreibt derselbe—„contrastirt die Lässigkeit (um nicht zu sagen Liederlichkeit) in der Beaufsichtigung und der nachlässige und schlampige Charakter der Bahnhöfe auf's Schärfste mit der Nettigkeit, Pünktlichkeit und Sauberkeit der deutschen Eisenbahnen. Die Eisenbahnlinie zwischen Köln und Berlin genießt den Ruf, die bestverwaltete der Welt zu sein; doch war ich überrascht und sicherlich nicht darauf vorbereitet, auf den verschiedenen Bahnhöfen zwischen diesen beiden Endpunkten die Beamten ebenso zahlreich, aufmerksam und geschniegelt während der Nachtstunden, um 2 oder 3 Uhr des Morgens, zu finden, wie bei Gelegenheit des mittäglichen Anhaltens zu Ehren einer hohen Person. Alles wird auf diesen Bahnhöfen mit militärischer Pünktlichkeit und Genauigkeit ausgeführt, und wenn morgen ein Krieg ausbräche, so könnte eine Armee bis nach Frankreich hinein befördert werden, ohne Gefahr eines Unfalles oder eines Zusammenbrechens der Organisation des Beamten-Personals. In Frankreich wurde es im Gegentheil Wochen nehmen, ehe der Eisenbahnfahrdienst zur Truppenbeförderung hinreichend organisirt sein würde, ohne, so zu sagen Schiffbruch zu leiden, und während der Zeit würde die beste Gelegenheit, eine Invasion abzuwehren, vorüberstreichen. Auf der russischen Eisenbahn von Wirballen (in der Nähe von Königsberg) bis nach St. Petersburg ist dieselbe bureaukratische und militärische Außenseite wie in Deutschland sichtbar; aber die Beamten ermangeln der deutschen Intelligenz und die Bedienstung ist eine so spärliche, daß die Russen lange Zeit gebrauchen würden, um eine Armee an der Grenze zu concentriren. Eine nach Rußland vorrückende preußische Armee würde ein cultivirtes Areal im Rücken haben, wie in dem landwirthschaftlich bebauten Landstriche in östlicher Richtung von Berlin nach dem Ueberschreiten der Oder, und z. B. in den Agricultur-Distrikten von Pommern und Ost- und Westpreußen sichtbar ist; während eine russische Armee nichts als Marschland und Wälder zur Stütze hat, wie man auf der langen Strecke von 500 Meilen von der Grenze jenseits Königsbergs bis nach St. Petersburg sehen kann. Nichts fällt dem Reisenden, und zwar auf eine angenehme Art, mehr in die Augen, als das Bild des Wohlstandes, welches die deutschen Dörfer und Städte bis an die Grenze hinan zeigen, im Vergleiche zu den elenden und ärmlichen russischen Weilern jenseits derselben. Wenn irgend welche der Leser einen Blick auf das russische Dorfelebe von den Fenstern eines Eisenbahn-Coupees aus auf der Fahrt nach St. Petersburg machen könnten, so würden sie zugeben müssen, daß die pessimistischen Schilderungen Rußlands des Fürsten Krapotkin, welche in englischen Blättern erschienen sind, nicht sehr übertrieben waren. Und doch sind die Bauern der Forstzone der baltischen Provinzen noch besser daran, als viele deren, welche Ost- und Süd-Rußland bewohnen.

Nur ein Ding ist gut in Rußland, und das ist das Reisen mit der Eisenbahn. Von Köln und Berlin ab bis zur Grenze sind die Wagen mit heißer Luft erwärmt, während auf der letzteren Strecke dieselben noch den Vortheil haben, daß sie mit Regulatoren zur Adjustirung der Temperatur der Wagencoupe's versehen sind. Alle russischen Wagen aber sind nach amerikanischem System eingerichtet, mit Thüren an jedem Ende. Die Wagen dritter Classe sind nur um ein Weniges besser als Schweineställe; die zweiter Classe sind ziemlich gut, aber die Wagen erster Classe in Wirklichkeit sehr bequem und in manchen Fällen selbst luxuriös ausgestattet. Die Buffets auf der ganzen Strecke von Berlin bis St. Petersburg sind vorzüglich, besonders in Rußland. Die Gerichte sind der Art, daß sie einen Feinschmecker entzücken würden; die Weine sind gut und die Preise etwa um die Hälfte niedriger als in London. Außer einer größeren Anzahl von Kosaken an jeder Station, als der Correspondent auf seiner Besuchsreise nach Polen im Jahre 1873 fand, erblickte derselbe nichts von einem terroristischen Zustande, bis zu seiner Ankunft in Gatschina, welches buchstäblich von Truppen überfüllt ist. Auf der ganzen Strecke von Gatschina bis nach St. Petersburg — eine Entfernung von 22 Meilen — war in Zwischenräumen von je 1000 Metern immer ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonnet als Wache postirt. In St. Petersburg selbst wimmelte es von Soldaten und Polizisten, welche verhinderten, daß nicht zu viele die Ankunft von Reisenden erwartende Freunde sich auf einem Fleck ansammeln, zu welchem Zwecke die Kosaken in beständiger Bewegung unter der Menge verblieben und die Knäuel auseinanderdrängten.

Aus dem Voigtlande.

„Frau, hast'm Schangdarm 's Gefräß geb'n?" — „Na!" — „Gieb'm 'n Brei von gestern!" — „Er mog'n net." — „So thu a wenig Butter nei und gieb'n der Katz."

Elektrische Funken.

Das Genie macht es mit Leuten von Verstand wie der Feldherr mit seinen Soldaten: er stellt sie in Ordnung, aber sie erfechten für ihn den Sieg.

Des großen Haufens der Menschen denkt die Weltgeschichte eben so wenig, wie die Naturgeschichte der abgefallenen Blätter im Walde.

Die große Welt ist ein Magnet. Nur die unedlen, eisenhaltigen Körper bleiben an ihm hängen, aber für die edlen Metalle hat er keine anziehende Kraft.

Manche zanklustigen und zanksüchtigen Eheleute sind den Kartenblättern ähnlich, welche, nachdem sie sich lange gestritten haben, ruhig beisammen weilen.

Die schönen Frauen werden heutzutage mit unter die Talente ihrer Männer gerechnet.

Gelegenheit macht nicht bloß Diebe, sondern auch große Männer.

Die guten Menschen verkennen sich öfter, als die bösen; diese nehmen es nicht so genau mit einander.

Brieftauben-Stationen zur Sicherung der Küstenschifffahrt

Eine neue und interessante Verwendung finden die Brieftauben in neuerer Zeit zur Sicherung der Schifffahrt an der deutschen Küste. Bereits seit dem Jahre 1876 hat die preußische Regierung an der Nordseeküste Versuche anstellen lassen, um eine Brieftauben-Verbindung der draußen in See an besonders gefährdeten Stellen liegenden Leuchtschiffe mit dem Festlande und den Lotsenstationen zu erreichen. Die dadurch ermöglichte Vermittlung von Nachrichten ist nicht nur für die Leuchtschiffe selbst in Gefahrfällen von Bedeutung, sondern sie hat ihren Hauptwerth für die von See einfahrenden Schiffe, wenn diese in der Nähe gefährlicher Küsten Havarie leiden, oder bei Stürmen an Grund gerathen, da ihnen bei rechtzeitiger Benachrichtigung vom Lande aus rettende Hülfe gebracht werden kann. In Erkennung der großen Wichtigkeit dieser Frage hat man sich durch die anfänglichen Mißerfolge nicht entmuthigen lassen und ist nunmehr, wie das Centralblatt der Bauverwaltung in einem längeren Berichte mittheilt, zu einem befriedigenden Abschluß der Versuche gelangt, welcher den mit der Aufgabe betrauten Beamten wie dem Unternehmer, einem Taubenliebhaber in Tönning, gleichmäßig zur Ehre gereicht. Vorläufig hat man sich noch auf die Anlage einer Taubenstation in Tönning an der Eidermündung beschränkt, wo zwei Leuchtschiffe, das äußere 36 Seemeilen von dem Orte entfernt und ein zweites näher gelegenes, vorhanden sind. Beide Schiffe unterhalten mit Tönning eine ununterbrochene Taubenpost-Verbindung, welche sich in zahlreichen Fällen als überaus werthvoll erwiesen hat, und zwar sowohl für den Lootsendienst und die Sicherheit der einfahrenden Schiffe als auch für Private, Spediteure u. dergl., welche über Art und Zustand der ankommenden Schiffsladung rechtzeitig unterrichtet werden und ihre geschäftlichen Maßnahmen treffen konnten.

Namentlich war es eine Reihe von Unfällen bei den außergewöhnlich starken Herbststürmen des verflossenen Jahres, in denen die neue Einrichtung ihre Feuerprobe glänzend bestanden hat. Am 15. Oktober brach bei starkem Orkan die Stationskette des äußern Feuerschiffes, welches infolge dessen abtrieb. Vier sofort abgesandte Tauben brachten ihre Depeschen mit der Bitte um Hülfe in kurzer Zeit nach Tönning, von wo aus ungesäumt ein Bugsirdampfer ausgeschickt wurde, der das Schiff noch rechtzeitig auffand und in den Hafen bringen konnte. In ähnlicher Weise wurde bald darauf ein zweites Leuchtschiff, das durch heftigen Sturm nordwärts getrieben war, vor den gefährlichen Untiefen der schleswigschen Küste gerettet, und so nicht nur das kostbare Schiff selbst—ein dortiges Leuchtschiff kostet gegen 150,000 Mark —, sondern auch das Leben der Mannschaft geborgen. Ferner brachte eine Taubendepesche die Nachricht von der Strandung eines einfahrenden großen Dampfers, dessen Besatzung unter Lebensgefahr seitens der Lootsen gerettet wurde.

Diese Erfolge sind bei solcher Entfernung übrigens erst jetzt möglich gewesen, seitdem man Tauben hat, die an der See selbst gezüchtet und groß geworden sind. Die Tauben des Binnenlandes eignen sich nicht für den Seeflug; sie sind zu schwach und ermatten bald. So erreichten 1877 bei einem Flugversuch aus einer Entfernung von 7 Seemeilen unter 30 Tauben, die man aufgelassen hatte, nur 8 Stück ihr Ziel, die übrigen kamen in den Wellen um. Die Thiere waren aus dem Binnenlande, aus Belgien bezogen. Dagegen kamen bei einem im vorigen Jahre veranstalteten Probefliegen sämmtliche aus einer Entfernung von 36 Seemeilen aufgelassenen 21 Tauben wohlbehalten in Tönning an; die besten Flieger hatten die Strecke in 30 Minuten zurückgelegt.

Die Brieftauben werden in einem besonderen Zuchtschlage in Freiheit aufgezüchtet und verbleiben hier bis zum Flügge werden. Haben sie sich hinreichend für den Flug entwickelt, so werden sie in den von dem vorigen entfernt liegenden Schlag für die Flugtauben übergeführt und hier eine Zeit lang in Gefangenschaft gehalten, um sich an den Schlag in den sie für die Folge immer zurückkehren sollen, gehörig zu gewöhnen. Dann werden sie hinausgebracht und erst in kürzern, dann in weitern Entfernungen aufgelassen, bis die bessern Flieger den „Dienst" vom äußern Feuerschiff übernehmen und ihre Depeschen die 36 Seemeilen große Entfernung tragen können. Die Ankunft der Brieftauben am Schlage wird durch ein Läutewerk gemeldet, welches beim Auffliegen auf das am Flugloch angebrachte Trittbrett durch eine elektrische Leitung in Bewegung gesetzt wird und so lange in Thätigkeit bleibt, bis der Taube die an einer Feder befestigte Depesche abgenommen ist. Das Flugloch ist so eingerichtet, daß die Tauben nur hinein, nicht aber zurück können.

Der Gesammtbestand der Tönninger Taubenstation beläuft sich auf 30 Zucht- und 80 Flugtauben, deren Aufzucht, Wartung und Einübung dem oben erwähnten Unternehmer für die im Verhältniß zu den wichtigen Zwecken und Erfolgen gewiß geringe Summe von 1200 M. jährlich übertragen ist. Dafür hat derselbe die genannte Zahl immer voll zu erhalten und jeden Verlust sofort zu ersetzen, und zwar durch Einstellung neuer „zum Depeschendienst geeigneter Tauben."

Sicherer Schutz.

Elf Uhr schlägt's vom Kirchenthurm —
Der Regen peitscht die Fenster;